

SPIEGELBLATT

Nr. 39

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1902

Maler figge.

Erzählung von Georg Nordensvan. Deutsch von E. Stine.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Deine blonden Landsmänninnen gesehen," rief Paulette Svante entgegen.

Da packte ihn die Wuth. „Geh' von hier fort, oder ich erwürge Dich!" schrie er. Und als sie ihre gewohnten Mittel anzuwenden versuchte, ergriff er sie am Arni und schleuderte sie rücklings auf den Boden. Dann ging er fort, ohne zu wissen, was er that.

Er ging und ging Stunden lang. Gleichviel, wohin er kam.

Es wurde finster, und man zündete das Gas an. Er kam in ein Labyrinth enger, unziger Gäßchen. Es begann fein und durchdringend zu regnen, die Pfastersteine blinkten. Er blieb auf einer Brücke stehen und sah hinab in das schwarze Wasser, das unter jeder Gasflamme glitzerte. Er stand und blieb in kleine Löden, wo Familien um den Abendtisch saßen. Er wurde von einer barhäuptigen Frauensperson im Stegenmantel angesprochen, er starrte sie an, aber hörte nicht, was sie sagte. Es trieb ihn weiter, in's Blane hinein.

XI.

„Ah, Du bist es?"

Es war Figge's Stimme.

„Ich will essen gehen, hast Du schon gegessen? Nicht? Ich gehe heute in die ‚Schwemme‘ in Unbetracht der miserablen pekuniären Lage. Kommt Du mit, so kriegst Du ein pittoreskes Loch zu sehen."

Ulf ging mit. Es war ebenso gut, wie sich allein durch die Straßen treiben.

„Wie hast Du Dich in diese Gegend verirrt?" fuhr Figge fort. „Ich male hier drinnen in einem Hof bei St. Jacques. Zwei graue Gäule und ein Individuum in Holzschuhen. Aber für heute hab' ich Schluss gemacht. Das Individuum hab' ich auf ein Glas Bier geladen, da muß ich nun in die Schwemme essen gehen."

Figge zeigte den Weg. „Ich bin hier im Ort bekannt. Weißt Du, ich habe die Wirthslente im schwedischen unterrichtet, nachdem sie's nicht fertig brachten, mich französisch zu lehren. Man ist hier so ungeniert. Ich gehe in Pantoffeln auf der Avenue spazieren, das macht rein garnichts."

Er zog Ulf mit sich in ein warmes, großes Zimmer mit einem rauschenden Kamin mitten drin und Tisch an Tisch, alle vollbesetzt mit Arbeitern in weißen Blousen, mit schwatzgekleideten Frauen und kupferrothen Knutschern in Glanzlederhüten und rothen Westen. Und von da kamen sie in ein kleines, niederes Loch, dessen dicke Lust wie zum Schneiden war.

Der Wirth kam ihnen in Pantoffeln nachgeschlurft, zündete eine Gasflamme an, wischte mit einer Ser-

viette über den schmutzigen Tisch, spülte nothdürftig ein paar Gläser aus und warf zwei Courverts hervor.

Sodann blinzelte er Figge an und sagte sehr deutlich auf schwedisch:

„Essen?"

Das hatte Figge ihm gelehrt.

„Oui!" antwortete Figge, um zu zeigen, daß er doch ein bisschen Französisch könne.

Nun kam die Wirthin mit einer Weinflasche. Auch sie hatte Pantoffeln an. Sie schielte auf Ulf und fragte auf schwedisch:

„Landsmann?"

„Oui!" erwiderte Figge selbstbewußt, und die Wirthslente verschwanden.

„Was sagst Du?" fragte Figge, als der Kamerad schwieg. „Willst Du nicht essen? Die Kost ist leidlich und billig. Trink ein Glas Wein. Er ist sauer wie der Teufel, aber besser als nichts. Hörst Du, ist es wahr, daß Du auf die Medaille hoffst?"

Ulf schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht."

Figge aß und trank mit seinem alten Appetit.

„Di sagt es! Lebrigens hübsch, daß ich Dich getroffen habe, hab' schon gehörig lang keinen Menschen gesehen. Weißt Du, als ich neulich nach Hanse kam, lag das da. Angenehme Neberrasching, wie?"

Er warf mit der linken Hand einen Brief hin, während er mit der rechten sein Glas füllte. Svante nahm den Brief und las.

Figge war wiederum zurückgewiesen.

„Adieu mon plaisir für diesmal," sagte Figge.

„Das Bild erscheint also nicht, wie ich dachte, im Salon. Lebrigens ist das ganz gut, da kann ich es ein bisschen besser durchstudiren. Und nächstes Mal komme ich dann mit etwas angezogen, daß den Philistern der Mund offen bleiben soll, wenn sie's sehen."

Ulf wußte nicht, was sagen. Er wandte den Brief um und betrachtete die Rückseite. Darauf war eine Zeichnung, die Figge entworfen, nachdem er die angenehme Kunde erhalten hatte. Es war ein Stillleben: ein Todtentkopf mit einer Pierrotmütze, ein Rosenkranz, ein Stundenglas, eine verwelkte Topfblume und eine große Spinne, die mit runden Augen um sich glotzte. Darüber stand geschrieben: „Resignation — die letzte Religion".

Ulf sah die Skizze an, und das Papier zitterte in seiner Hand.

„Das könnte man malen, wie?" sagte Figge. „Weißt Du nicht, daß es sich gut machen würde?"

„O ja," murmelte Ulf.

„Im Grunde — was thut's?" setzte Figge fort. „Man ist kein besserer Maler, wenn man auch im

Salon hängt. — Findest Du es hier kalt? Da wollen wir die Thür aufmachen, dann bekommen wir's warm. Römische Zustände hier zu Lande. Man muß nur ein paar Nägel herausziehen, die sie in den Weg gesetzt haben. Wart' nur, Du wirst sehen!"

Die Thür ging auf eine Art Garten hinaus. „Bei Tag ist es hier pyramidal. Ein Lusthaus, das aussieht wie ein Hühnerstall."

Vom Lichtschein angelockt, kam eine große Ente und guckte durch die Thür. Hinterher kamen andere angemachelt, reichten die Hälse und streiften die Schnäbel nach Brot auf. Ein paar kleine Mädchen, deren Spielplatz der euge Garten war, näherten sich ebenfalls und sangen an, sich in Blickewerken nach den Herren zu üben. Sie versteckten sich hinter dem Thürrposten, guckten schelmisch hervor, schwippten mit den Fingern und lachten.

„Hier frühstückt ich gewöhnlich," sagte Figge. „Es ist ländlich — die Enten — das Lusthaus — die Kinder. 's erinnert an daheim. Und weißt Du, das war ein famoses Motiv, ehe die Bäume ausgeschlagen und wie die Apfel blühten — elegante Zeichnung, sag' ich Dir. Aber seit es grün geworden ist, keine Spur mehr davon, Alles zerstört. Ich sprüge gewöhnlich hier mit meiner Wasserflasche, und doch kommt kein Halm hervor hier auf dem Rasenplatz, nur dort auf dem Wege — da wächst es ganz dicht. — Du, Dir schmeckt der Wein nicht. Wir wollen Kaffee trinken."

Nachdem die Kellnerin abgedeckt, rollte Figge sich eine Zigarette, legte die Beine auf einen Strohsessel, sagte: „Gemütlich, was?" und blies die Rauchwirbel durch die Thüre hinaus. „Weißt Du, seit neuerer Zeit kann ich nicht malen, wenn ich nicht satt bin, so gern ich auch möchte. Früher war es gerade das Gegentheil. Wenn ich dann ein kompaktes Frühstück genommen habe, dann kann ich malen, aber siehst Du, dann will ich wieder nicht. Lebrigens, wozu führt es denn, kannst Du mir's sagen?"

Ulf wußte ebenso wenig, wozu es führe.

„Wir wollen Eliqueur haben. Prost, alter Junge, es leben die alten Zeiten! Jetzt ist es ganz so wie früher, nicht, he? Wir haben gar viele frohe Stunden miteinander verbracht, wir Zwei! — Du schaust so traurig aus. Du solltest abgewiesen werden, Du, das ist ja nützlich. Dann ärgert man sich, und dann bringt man was Gutes zusammen. Wenn man Glück hat, wird man nur schlapp, mein Wort d'räuf."

Und Figge begann, seine alten schwedischen Lieder zu summen, während die Enten herein guckten und mit den Flügeln schlugen, als hätten sie sie schon

vorher gehört und wollten applaudiren. Mitten drin fragte er, ob Ulf die Mädchen getroffen, und dann fügte er ganz unvermittelt hinzu:

"Ich war nahe daran, mich zu verlieben, ja, ich war sicherlich verliebt, glaubt ich. Und Du warst böß auf mich, alter Affenmann!"

Ulf stand auf, und auch Figge ging.

Er nahm Ulf unter'm Arm, und sie schlenderten umher wie ehedem.

Er zog ihn in eine Brasserie, wo er ihm eine Menge Handzeichnungen zu zeigen hatte — hyperbe Sachen eines jungen Franzosen, der nun tot war. Er starb an Blutung, hieß übrigens Païsset — kapitaler Junge.

Zuletzt landeten sie droben bei Figge, und da überließ dieser die Führung, er dankte Affenmann für seine alte Freundschaft, wünschte tausend Jugendmerinnerungen auf, wie man gemalt und wie man sich vergnügt hatte.

Da erhielt Ulf sein Sprechvermögen zurück. Und wie war es nun gekommen? Welchen Weg hatten die größten Talente eingeschlagen? Und wo war der Mensch, die Begeisterung? Alles nichts als Glanz, Gewächs, Illusion. Man betrügt sich und die Welt darin wie in so vielem Anderem.

Doch Figge folgte seinem eigenen Gedankengang: "Und doch ist es schön! Was thut's, wenn man auch nicht verkauft — das Arbeiten, das ist ja das Kapitalistische. Warte, Du wirst sehen!"

Er zog seine Bilder her vor, eins nach dem anderen, stieg bei Seite, was farbenbeladen im Bege lag, Anzüge und Anderes mehr, lud Hörern von Studien übereinander, flambige, theilweise verfleckte Leinwand, fertige Bilder, die unverkauft in's Atelier zurückgekommen und nun dortstanden und diejenigen verdeckten, die er nicht weggegeben. Er leuchtete mit der Kerze auf alle Produkte seiner Jugendkraft, seiner lebensvollen Phantasie, all seiner Gräßen und Schärpen, die von selbst Form und Farbe annehmen.

Er wählte in den Hosen. Das hier wurde nie fertig. Ein warmer Teufel und eine alte Jungfer legten, es sei so entzündend charmant. Sie ließ es zum Leinwand gehen. Es eilte mir, an diese Rapsagen zu denken. Das da — 's ist Plunder — das hätte ich verkaufen können, aber es ist so schlecht, daß ich nicht wollte. Das war von einem Philister bestellt — die einzige Bestellung in meinem Leben — übrigens, die Geschichte hab' ich ja schon erzählt. Heute ich nur Geld, ich möchte große Bilder malen, um sie den Alten heim in's Gesicht zu hauen."

Aus war Figge wütisch böse geworden; es ging langsam, aber er wurde es immer, wenn er die Frustration seiner Arbeit vor sich sah.

"Nun seid Ihr's stieg er die Studienbüchsen von sich. Beg mit dem Elend! Wäre ich in der Zeichneraderei geblieben, da ich schon einmal dort war! Hätte ich Glashäuschen und Zigarettenfabrikate gezahlt! Da wäre ich jetzt jetzt. Und da hätte mir auch Niemand sagen können, meine Arbeit sei schlecht!"

Bornys Drage "Der Schweinshirt" zu jungen schaute, während er die großen Bilder bei Seite stellte. Er reichte sich auf, indem er sang, er hob die Stimme, und es war frech darin, wie er die Schlussnotte des Friedes zwischenbekleidete:

"Sie kam ihm Schweinsfett, ob Ihr's auch glauben mögt, —

"Sie kam der größte Staub wohl, den die Erde trägt!"

Nachdem Ulf gegangen, kam Figge die Leiter hinunter in sein Bett, das im Schluß von Rembrandt's "Stichdrucker" basiert. Gisbert dem großen Gemälde verjährend er. Aber er konnte nicht schlafen, und ihm dämmerte, er sei mit bei der fröhlichen Schützenfeier, die zu Lust und Spiel ansetzte, und alle Feiergeschehnisse würden als Freudenfeier ausgefeiert. Doch je später ihm leid, je weniger ja nicht, was Feiergeschehnisse sei.

Sein Bett drückte am Leben begann bedenklich in großen Welen hin und her zu schwanken. Schließlich fühlte Figge einen kleinen Schüttel. Er stand auf, holte die Bettwaffe mit seinem Grif und

machte sich daran, das im Seegang bewegte Schiff zu steuern.

Es war tiefe Nacht, als Ulf an seinem Thore klingelte und seinen Namen in die Portiersloge rief. Im Dunkel drin hörte er eine schlafige Stimme rufen:

"Madame ist ausgegangen."

Da kam Alles wieder über ihn — mit neuer Kraft. Niemals war sein elegantes Atelier so trübseelig und finster gewesen wie jene Nacht, so freudenlos und leer gleichwie sein ganzes Leben. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, Licht anzuzünden, und diese Nacht ging er nicht hinaus auf den Balkon.

XII.

Es war nun voller Sommer geworden, warmer Sonnenschein, blauer Himmel, blühende Kastanien in den Champs-Elysées.

Der Salon war eröffnet und heranstürmend, und elegant wanderten die Kameraden dort einher und betrachteten und studirten. Auch Ulf kam bisweilen hin, aber immer bei frischem Morgen, es noch die Menschenmassen Säle und Galerien füllten. Einsam ging er unher und blickte gleichgültig auf die Tänze von Bildern, und Alles schien ihm so hohl und gedankenarm. Und wenn er vor seiner eigenen Leinwand stand, die auf ihrem guten Platz in der vordersten Reihe zu vortrefflicher Geltung kam, dann standte er, daß er selbst es gewesen, der dieses frische Bild vom Sommer und Glück gemalt, und es schien ihm festzustehen, daß er nie mehr etwas Verartiges zu schaffen im Stande sein würde. Denn dies Bild hatte sich in der That selbst gemacht, und das gewissenhafte Detailstudium war nur das Mittel gewesen, das frische, auffällige Subjet mit einem ebenso auffälligen Gewande zu drapieren.

Es war ja auch natürlich, daß er in jener Zeit gut gemalt hatte. Trotz der Unruhe, der steten Unruhe, war er doch so frisch, so im Gleichgewicht gewesen.

Sieh war's vorbei damit. Warum war ihm das geschehen? Warum war Fanny in seinem Weg gekommen? Bloß um einen Tag zu erhellen, und sodann ein ganzes Leben in Nebel zu versenken, um ihn zur Erkenntniß seiner Kleinheit zu bringen, um ihn, den ehemaligen eben sein starkes Selbstgefühl gefragt und vorwärts getrieben, mit seiner Arbeit auszusiedeln zu machen.

Nie vorher hatte er sich in solchem Aufruhr befunden. Warum umhüllte er auch all diese Lustschlösser anstreben? War er denn ein Kind? Hätte er es nicht gehabt, so hätte er jetzt nicht Alles niedergreifen brauchen.

Sietheile nicht! Das waren seine eignen Worte. Er durfte nicht grossen, weil er sie zurückzuhängen hatte. Hatte sie denn wirklich Recht, war der Feind kein? Hatte er sich leichtfertig fortgeworfen, das Gute in sich preisgegeben?

Nein, Nein, das zu denken! Allerdings war eine Klug zwischen ihm und einer so reinen und frischen Natur wie Fanny, aber so groß war sie nicht, daß er nicht wie so viele andere sie übersteigen könnte. Er hatte ja nichts Böses gethan. Es gab Biele, die wilder lebten als er. Denn seine innerste Natur hatte er ja doch unbedingt bewahrt, sein Herz hatte an diesen kleinen Seitensprüngen niemals den geringsten Antheil gewonnen.

Fanny wußte ja im Grunde so wenig von der Welt, obwohl sie einmal die Worte geäußert, es sei besser für ein Mädchen, diekehrseite des Lebens zu sehen, wie sie ist, als sie sich in verführerischer Bergoldung vorzustellen.

Nein, er verstand sie nicht. Sie war — und das eben war das Unglück — nicht wie andere Mädchen. Und je mehr Svante an sie dachte, desto weniger wünschte er sie so wie die anderen, obgleich er in diesem Falle minder ungünstig gewesen wäre.

"Sietheile nicht!" War es denn in Wirklichkeit nicht das Los des Weibes — zu theilen?

Er fand weder uns noch ein, er verstand sie ebenso wenig, wie er sich selbst verstand.

Und mit ihr darüber zu sprechen, war ihm un-

möglich. Sie waren in ein völlig neues Verhältnis zu einander gekommen. Er merkte recht wohl, wie sie ihm auswich, und er brachte es nicht über sich den geringsten Schritt zu einer Annäherung zu ihm. Sollte er sich demuthigen, um Gnade betteln? Nein, was auch kommen möchte, seige sollte sie ihm nie nähern.

Es war nur allzu deutlich, sie liebte ihn nicht. Hätte sie ihn geliebt, so hätte sie ganz sicherlich getheilt. Und da er denn ihre Liebe nicht mehr konnte, so erbrachte ihn nichts, als Verübung zu suchen. Die Resignation ist ja unsere letzte Religion.

Eines Morgens, als er sich im Garten des Salons niedergelassen, wo zwischen Blattgewächsen die Skulpturen standen, stieß er unvermittelbar auf Dina. Vergnügt und elegant schritt sie an Erlands Arm dahin. Als sie Ulf hier sitzen sahen, blieben beide stehen und lämen auf ihn zu.

Ihm dünkte, daß Dina erröthete, aber vielleicht war es auch nur ihr moderner Schleier, der ihn irregeführt hatte.

"Wie unsichtbar Du Dich jetzt machst!" begann sie und setzte sich auf das Eisensofa. "Gedenk Du jetzt, da Du im Begriffe bist, einen Mann als Maler zu bekommen, Deine alten Freunde zu vergessen? Denk Du weißt doch, daß Du die Medaille hast? Ich hörte es Laurens sagen — ich war gestern bei ihm oben. Welch' ein Atelier! Und ich sagte gewiß eine Menge Dummkheiten, als ich mit ihm sprach. Weißt Du, wir waren gestern bei Robinson draußen. Warum kannst Du nicht auch? Mein ganzes altes Corps war mit."

Er sah sie an. "Ich hatte keine Lust. Uebrigens wäre ich gewiß dort überflüssig gewesen. Ich weiß nicht, ob ich die Ehre habe, mich zu Deinem alten Corps rechnen zu dürfen."

"Wie sollte ich es sonst nennen?" fragte sie leise mit einem Blicke, der nicht schön war. "Gibt meine Freunde? Als ob ich überhaupt Freunde hätte! Die habe ich nie gehabt. Nicht einen einzigen."

Sie sprach leise, damit Erland, der einige Schritte zur Seite getreten war, um eine Marionette zu betrachten, ihre Worte nicht hören könnte.

Svante sah zu ihm hinüber, und sie verstand diesen Blick.

"Tawohl, es gibt Ausnahmen. Erland gefällt mir. Im Uebrigen soll man nie den Menschen trauen, sondern alle Dinge kalt nehmen. Das ist das einzige Mittel. Apropos, morgen wollen wir in die Katakomben. Kommt Du mit? Ich war schon einmal dort. Es ist recht lustig, da hinaufzusteigen und die Beinhäuser zu betrachten, alles durcheinandergewickelt, eingeräumt wie Feigen in einer Kiste. Es ist wirklich lächerlich. Man wird absolut nicht andächtig bei diesem Anblick."

Sie erzählte ein paar Witze, die man unten gemacht, und Svante standte, wie redselig sie heute war, fast als wolle sie etwas verborgen oder als dächte sie unablässig an einen Gegenstand, den sie nicht berühren wollte.

Als Erland sich wieder näherte — Erland war ein Muster von feinem Takt —, da stand Dina auf.

"Wir wollen jetzt ein paar Schildkröten lassen gehen, die ich nach Hause schicken möchte. Dann nimmt sie mit. Du weißt doch, daß sie heute Abend reist."

Das wußte Svante nicht.

"Bergisch nicht, ein Abschiedsbouquet mitzubringen," war das Letzte, was Dina sagte, dann hüpfte sie lächelnd an Erlands Arm davon.

Fanny reiste fort!

Und Alles sollte werden wie zuvor!

Ah, könnte es nur werden wie zuvor! Aber sie wird tot sein für ihn, er wird ihr nicht einmal Lebewohl sagen können, denn zum Bahnhof treffe er nicht gehen und das vorgegeschriebene Bouquet von ihm würde sie gewiß nicht erhalten. Ja, sie war ihm verloren.

Seine Gedanken irrten zu Dina, dem reizenden kleinen Wesen, dessen kleines Hüttchen und blonde Locken dort drüben beim Ausgang erschienen. Und

sie hatte er einstmal durch seine Eitelkeit verloren, obwohl das Verhältniß mit ihr ein ganz anderes war. Aber sollte er denn alle verlieren, die er lieb gewonnen, sollte bei ihm alles Gute nur Gram, Groß und Leere erzeugen?

Er lächelte bitter. War er selbst im Grunde nicht zu schwach, um ein starkes Gefühl, eine tiefe, lebenslange Liebe, hegen zu können? Ach, was soll es, über derlei zu grübeln? Es ist nun eben, wie es ist.

Daheran angelangt, fand er Paulette. Sie sei zu Besuch bei ihrem Onkel in Compiègne gewesen, erzählte sie.

Unter anderen Umständen hätte er sich überhaupt nicht an diese offensichtliche Lüge gelehrt — er wußte, daß sie in Paris geblieben war, einige seiner Freunde hatten sie im Operntheater gesehen —, doch in der Gemüthsstimmung, in der er sich befand, konnte er ihr Lächeln nicht ertragen, ohne daß sein Zorn losbrach, und er befahl ihr, augenscheinlich sein Haus zu verlassen.

Es wurde eine heftige Szene. Sie weinte laut und schleppete sich vor seine Füße; als er jedoch sowohl für ihre Angst als für ihren Neiz blind blieb, wurde sie zornig und gab ihrer Eifersucht freien Lauf, tobte über seine blöden Fremdinnen und schwur, sie zu erdrosseln, der ersten, die in's Zimmer trate, Vitriol in's Gesicht zu schleudern — und der Schluß war, daß sie versprach, ihn zu verlassen, wenn er ihr zwanzigtausend Franken gäbe.

Ein Klingeln an der Thür unterbrach den Auftritt. Ilf sperrte seine „Gebieterin“ in das Schlafzimmer und ging öffnen.

Es war ein Kunsthändler, welcher, veranlaßt von dem Erfolg, den Monsieur Ilfs Salontbild gehabt, Monsieur ersuchte, seiner zu gedenken, sobald er demnächst eine Arbeit verkaufen wolle. Hätte Monsieur nicht etwa einige Studien zu veräußern?

Ilf versprach, hervorzu suchen, was er habe, dann könne Monsieur wählen. Und es gab ein Verneigen und Entschuldigen und Artigsein ohne Ende, insonderheit von Seiten des Franzosen.

Als Svante Paulette die Thür öffnete, waren ihre Forderungen auf dreißigtausend Franken gestiegen. Er erwiederte ihr kein Wort darauf und ging fort.

Er setzte seinen Weg fort und kam zur Greutage, wo ein paar Landsleute beisammen saßen und wetterten, daß man in dem lustigen Paris, das durchaus nicht so lustig sei, so garnichts Gescheites anzufangen wisse. Da überkam Ilf etwas von seiner alten aufwallenden Laune, und er rief ihnen zu:

„Kommt mit mir, wir wollen meine Medaille begießen!“

Er dachte nicht mehr daran, was er that. Sie zogen in die Champs-Elysées, wanderten den nächsten Morgen auf's Land hinaus, nahmen in einem Dorf das Frühstück, spielten Billard und tranken Bier und kamen nicht vor Nachmittag zur Stadt zurück.

Da war Fanny schon lange fort.

XIII:

Wieder war es Frühling. Mehrere Jahre waren vergangen, seit Svante Ilf seine Medaille bekommen hatte. Er zählte nun unter die hervorragendsten Künstler Frankreichs, ja, er war so „distingué“, daß er nicht einmal Werth darauf legte, eine seiner Arbeiten im Salon auszustellen, sondern es vorzog, einige kleinere Gemälde einer Ausstellung in Miridon zu überlassen. In dem eleganten Stilmöbeln fanden die Bilder besseren Platz und wurden nicht unter den großen Haufen geworfen, und das besuchende Publikum wußte zum Vorraus, daß die hier ausgestellten Bilder von großen Meistern herührten, von Künstlern, deren Arbeiten „sensationell“ und deren Persönlichkeiten jener Abgötterei zum Gegenstand dienten, die Paris sowohl Malern als Schauspielern entgegen bringt.

Ber jedoch scharfen Auges die Studien prüfte, welche am unteren Rande den in kräftigen Tönen gemalten Namen Ilf trugen, der konnte die Entdeckung machen, daß der Maler eine Jahreszahl durchdrückt hatte, eine verrätherische Jahreszahl,

welche ausplauderte, daß das Bild sich aus jener Zeit herstriebe, da das Glück noch nicht dem gefeierten Künstler die Museumspforten geöffnet.

Desgleichen verhielt es sich mit den Skizzen, die er im Vorjahr ausgestellt und die ihm so warme Lobesworte von Seiten der Zeitungsrezessenten verschafft hatten.

Iawohl, Svante hatte sein Glück gemacht. Er zeigte sich jetzt nur selten im Kreise der alten Kameraden. Er hielt sich für zu gut für das alte „Corps“, das ja gar kein Corps und nun übrigens durch viele frische aus der Heimat gekommene Kräfte verstärkt war — „alle Malerknaben reisen ja heutzutage in's Ausland“, meinte Ilf in seiner überlegenen Manier —, und sie konnten sich auch recht gut ohne ihn behelfen, um so mehr als seine nun zur Gewohnheit gewordene Schweigsamkeit nach ein paar Glas schwedischen Groggs oft in bitteren Höhn über die Kunst, die moderne im Allgemeinen und seine eigene im Besonderen, überging. Er kam stets zu dem Schluß, es sei Alles miteinander Unnug.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Staat bin Ich!“

Von Manfred Wittich.

Dem König Ludwig XIV., „König Sonne“ (roi soleil), wie ihn seine Schmeichler nannten, wird das Wort, nacherzählt, das er als einen Ausdruck seines maßlosen Selbstgefühls gesprochen haben soll: L'état c'est moi, der Staat bin ich. So viel dieses Wort zitiert wird — in einer glaubwürdigen, gleichzeitigen Quelle ist es mir noch nie aufgestoßen, wahrscheinlich ist es erfunden, wenn auch gut erfunden. Es spricht aus, was jener Herrscher in der That von sich glauben möchte.

Wie der Mensch lange Jahrhunderte der außästlichen Meinung war, der von seinem Geschlecht bewohnte Erdplanet sei der Mittelpunkt aller von ihm aus wahrnehmbaren Himmelskörper, die um die feststehende Erde in kreisendem Wirbeltanze sich bewegen sollten, so nimmt immer und allzeit jeder Einzelne auf einer gewissen Stufe seiner Verständesentwicklung an, er sei so recht eigentlich der Haupt- und Mittelpunkt der ganzen Welt. Philosophen haben Systeme darauf erbaut, nach denen Alles, was außerhalb des Ichs existiert, eigentlich nur Ausstrahlungen, Schöpfungen dieses Ichs seien.

Ganz über unsre Ichsucht, unsern Egoismus wird keiner von uns Herr, immer rummelt uns wieder dieser alte Adam. Tausendfach irren wir im Empfinden, Urtheilen und Handeln deshalb, weil wir den Punkt des Alles, den wir einnehmen, für das Zentrum, das Stück Welt, das wir von da aus übersehen, für die ganze Kreisfläche halten. Und wie verschwindend klein ist oft der Gesichtskreis eines so Unmaßlichen! Wie oft steht er weit ab vom Mittelpunkt für richtige Weltbetrachtung; manch' Einzelner krabbelt sogar ganz draußen an der Peripherie, an dem Umkreis herum und düst sich doch, im Mittel- und Augelpunkt zu stehen, hält sich vielleicht gar für eine wichtige Zentralkraft der Weltbewegung — und doch gilt von ihm das alte Goethe'sche Wort aus der Walpurgisnacht:

„Du glaubst zu schieben und Du wirst geschoben. Da nun in jedem Menschen ein gut Stück Eitelkeit steckt, das bei aller Selbstzucht und aller Einwirkung erziehlicher Art von außen fast nie ganz weichen will, so sind solche einzelne Geschobene sehr gern geneigt, es auf Treu und Glauben für wahr zu nehmen, wenn andere, vielleicht alle sie umgebenden Personen dasselbe versichern.“

Menschen, die auf Höhepunkten der Gesellschaft weithin sichtbar stehen, die eine große Machtfülle in ihrer Hand vereinigen, scheinen auch oft zu schieben, wo sie in Wahrheit geschoben werden.

In Cäsar's Denkwürdigkeiten vom gallischen Kriege heißt es: Cäsar schlug die Gaedner, die Helvetier und sonst welche Feinde, er marschierte da und da hin, schlug eine Brücke über den Rhein usw.

That Caius Julius Cäsar alles dies allein, that er Alles selbst? Es bedarf nur eines Augenblicks der Überlegung, um zu erkennen, daß in all solchen Niedersarten, wie: der König, Feldherr Sowodso that Das und Das, einfach eine Metapher, eine dichterische Übertragung verliegt, bei welcher doch nur vielleicht der Wille, der Befehl für die That des Einen gezeigt wird, die doch in Wahrheit die Anderer und meist — bei allen geschichtlichen, wie man sagt, „großen“ Thaten vieler Anderer — gesessen ist, denen der Eine seinen Willen suggerirt oder aufgezwungen hat, oder auch sie als Werkzeuge zur Errreichung seines ihnen vielleicht sogar nicht mitgetheilten Endzweckes benutzt hat.

Er sagte sich:

Wenn ich sechs Hengste zählen kann,
Sind ihre Kräfte nicht die meinen?

Der geeignete Leser wird bereits merken, wo wir hinaus wollen. Es gilt uns, zu zeigen, wie sehr man sich täuscht, wenn man Wirkungen von unsangreicher, vielleicht sogar weltgeschichtlicher Tragweite als die That einzelner hervorragender oder vornehmer Personen, von Genies oder Helden betrachtet, die angeblich den Gang der Menschheitsgeschichte bestimmten.

Ist es ein Wunder, wenn bei solchem Glauben — denn die ganze Heldentheorie ist eitel Glauben und Wählen, beruhend auf oben dargelegten Täuschungen — besonders hochstehende, vornehme Personen schließlich ihre unb der Menge Ansicht von den Thatsachen für eine Thatsache selbst, fürbare Minze und Wirklichkeit nehmen? Ist es ein Wunder, wenn sie Denjenigen abgeneigt sind, die ihnen eine Illusion, eine Einbildung nehmen wollen, welche ihnen Vergnügen macht? Und nicht um dies!

Das, was allgemein geglaubt wird, ist ein Machtfaktor, und jede wirklich mächtige Person gewinnt an Macht über die Gemüther und Willen der Menge, je mehr an ihre Macht geglaubt wird. Ihre wirkliche Macht verringert sich ganz wesentlich, wenn mit Hilfe von Zahl und Maß und Experiment rechnerisch ihre wirkliche Energie, ihr thatsfähiges Kraftmaß festgestellt wird.

Beim Aufstehen und Ausführen einer solchen Rechnung kann sich im schlimmsten Falle einmal herausstellen, daß eine solche Größe zusammensinkt wie ein zerstörter Vorst, daß eine „Weltfirma“ sich plötzlich zahlungsunfähig, bankrott erweist!

Man begreift aus dem Dargelegten schnell und leicht, wie wenig die materialistische Geschichtsauffassung, der historische Materialismus den Mächtigen und Scheinmächtigen der Erde gefällt; läßt er doch mit seiner haarscharfen, zahlenmäßig und experimentell verzehrenden Kritik die Weltgeschichte als eine Kette von Klassenkämpfen erkennen, führt er doch alle politisch-historischen Vorgänge auf ihre volkswirtschaftlichen Urtheine zurück.

Doch zurück zu unserem französischen Sonnenkönig.

Mag er das freue Wort: der Staat bin ich! wirklich gesprochen haben oder nicht: es bezeichnet das Programm der Königsmaht, das Ludwig XIV. nicht erfunden, sondern vorgefundnen hat, als er die Zügel der Regierung ergriff: der vollendete Absolutismus war das Endziel dieses Programms und Ludwig stellte allerdings bis zu einem gewissen Grade diesen dar in seinem Regiment mit der Parole: car tel est notre plaisir! (denn so gefällt, beliebt es Ilf!). Ihm war es gelungen, seine Edelinge zu Hofstaaten niederzuführen, wirthschaftlich zu ruinieren, politisch ohnmächtig zu machen. Sein Kriegsminister Louvois hatte den altfranzösischen Heerbaum des feudalen Mittelalters zerstört und die Künftlichkeit auch der militärischen Ritter hatte daran fleißig mitgewirkt. Es erlangten aber auch Talente aus nichtadeligen Schichten die Möglichkeit, den Edelingen Konkurrenz zu machen.

Im Rahmen des Programms der absoluten Königsmaht lag es auch, Handel und Gewerbe, das Bürgerthum zu fördern, zur Vergrößerung der Machtmittel überhaupt, und oft genug insonderheit zum Brechen der Macht des Adels, den das Königthum als wuchernden Ephen am eigenen Stamm betrachten mußte, wie die geschichtliche Entwicklung

das schon Ludwig's XIV. Vorgängern deutlich gemacht hatte. Die Beschränkungen der Königsgewalt gingen ja überall meist und ursprünglich aus der Adelskaste hervor, die den König als Thresglichen, wenn auch als primus inter pares, als Ersten unter Gleichen betrachteten, wovon sie sich Peers, in England Peers usw. nannten. So ließen, wie die Romanzen vom Eid und andere Quellen melden, die spanischen Großen (Granden) ihren König auf ein Schloß von Eisen und eine Armbrust schwören, daß er sie als Thresglichen betrachten und in allen ihren Rechten (und Vorrechten) schützen wolle, wofür sie ihm treu, hold und gewärtig zu sein versprachen, ihm „huldigten“.

Auf ihre Vorrechte nach unten, vor dem „gemeinen Volk“, zu verzichten, gedachten damit die spanischen Granden ebenso wenig, wie etwa Englands Adel und Geistlichkeit daran dachten, als sie 1215 dem König Johann ohne Land The great Charter, die Magna Charta abpreßten.

Freilich dachte auch Ludwig XIV. beim Brechen der Adelsmacht nicht daran, das Bürgerthum etwa frei zu machen. Er brauchte, wie gesagt, das Bürgerthum, er brauchte ein wirtschaftlich leistungsfähiges Volk; in erster Linie aber wollte er sich und seinem Hause damit dienen. Daß er damit ganz besonders die Entwicklung zur großen französischen Revolution hin befördert hat, ist ganz gewiß Thatzache, aber ebenso ganz gewiß nicht seine Absicht gewesen.

Die neuere Geschichtsforschung konnte nicht umhin festzustellen, daß das Bürgerthum und der Liberalismus in der Folgezeit alle Ursache hatten, mit der Vorarbeit des absoluten Königs zustieben zu sein. Das „nationale Königthum“ war die Verzückung des mittelalterlichen Feudalstaates. Die Lärnung Ludwig's und aller sich absolut wählenden Monarchen berührte und berührte darin, daß sie meinten, die Entwicklung müsse da stützen, wo es ihnen ihr Interesse wünschenswert erscheinen läßt. Es geht ihnen aber dabei so wie dem Baubetriebsleiter, der die geäußerten Gedanken nicht wieder los wird.

Die geschilderte Erfahrung sagt diesen Herrschern: „Mein Kind, der Staat bist nicht Du! Du bist ein Glied in der Kette der Entwickelungen. Deinen Denk giltst Du mehr!“

Und das zum politischen Selbstbewußtsein, zum Bewußtsein seiner wirtschaftlichen Macht gelangte Volk, geführt vom Bürgerthum, sagte dem Nachfolger Ludwig's XIV., dem sechzehnten seines Namens, sehr deutlich, daß der absolute König nicht der Staat ist. Einer ist wie eine Gesamtheit, kann es nie sein. Die Spitze einer Pyramide ist nicht die Pyramide, der Theil nie das Ganze.

Darum eben ist eigentlich der Ausdruck: absolute Monarchie ein ganz kolossaliger Widerspruch in sich selbst. Die Pyramidenspitze ist ein winziges Atom des Steines, aus dem sie besteht; rechnet man die übrigen Millionen Atome ab, so ist sie verschwindend klein, ein Nichts, ein bloßer mathematischer Begriff, ein Schemen, ein Gedankending. Wir empfehlen diese Erwägungen allen Prinzipalgelehrten, die etwa noch bestehen, ganz angelegentlich zur Beachtung bei ihrer heissen Aufgabe.

Dem sagen wir noch eine kleine, zum Theil prachtwissenschaftliche Beitrachtung hinz. Man treibt unseres Erachtens einen förmlichen Fleischdienst und Fleischbruch mit dem Worte Staat. Die einen, unter ihnen die Aristokratien, sehen in ihm geradezu einen bösen Dämon, eine Art Gottheit, der das Jenseit anstreben will, die Anderen eine Art guten Beifahrer, der sie glücklich und segig machen soll. In Wahrheit haben wir auch nur einen abgesetzten Gedankengebiss, eine „Abstraktion“, in dem Worte Staat vor uns.

Jur alien Griechenland, das einen nationalen Einheit eigentlich nie gefaßt hat, hieß das Ding polis d. i. Stadt, weil jede Stadt eine wirtschaftliche und politische Einheit bildete. Auch wenn die griechische andere Städte beherrschte, hieß der Gemeinsame Polis, die Stadt Staatsmann. Der alte Homer sagte für Staat res publica, eigentlich die öffentliche Sache. Unser deutsches Wort Staat,

verwandt mit Stadt, Stätte und abzuleiten von stehen, ist wohl das lateinische status, was das Stehen, den Stand, den Zustand bedeutet. Der Staat schlechthin ist also die irgendwie politisch organisierte Menschengemeinschaft, wie sie die jeweilige Lagerung der Macht-, Besitz- und sonstiger Verhältnisse geschaffen hat. Neinden sich, verschieben sich diese Verhältnisse — und das thun sie fortwährend — so ändert sich der Zustand, der Staat, mehr oder weniger, unmerklich, oder unter gewaltfamen Katastrophen, das ist ganz gleichgültig; auch hier hat der alte weise Griechen Recht, der da sagte: „Alles fließt.“

Der echte Staatsmann wird dennoch Derjenige sein, der die Konstruktion der Gesellschaft und ihr Leben, ihre Lebensfunktionen und Lebensbedingungen am klarsten erkennt, sie vor Allem als Organismus auffaßt, der freilich wieder aus Millionen Einzelorganismen, den menschlichen Individuen, besteht, die ihn bilden. Diese nothwendige Rücksichtnahme verbietet jedem, sei er noch so mächtig, noch so sehr ein Zentrum von Machtmitteln, zu sagen: der Staat bin ich! Am deutlichsten tritt der Widerstand des monarchischen Absolutismus heutzutage in Russland zu Tage, wo noch der Glaube an ihn gepredigt wird, staatsrechtliche Geltung hat: wie unsicher und gefährlich, ja, geradezu läßlich ist die Lage eines russischen Zaren in gewissen Betracht! Wie wenig „absolut“ ist ein solcher Herr!

Da, wo die Wiege des modernen Staates stand, in dem Italien der Renaissancezeit, wo so energisch das Heerdengefühl älterer Zeit verdrängt ward durch das Gefühl der Persönlichkeit, wo man andererseits den wirklichen Dingen fecklich in die Augen sah und sagte, was war, bezeichnete das Wort lo stato den principe, den Fürsten, seine Familie und seine nächsten Vertrauten und Beaute. Diese Leute kamen als Sammelpunkte der Gesamtkräfte durch eine Selbstverständigung zu der Idee kommen: wir sind der Staat. Aber dieser Zustand war nicht ewig. Das Königthum suchte immer mehr von den Mittheilnehmern an der Macht, sich zu emanzipieren, „absolut“ zu werden, und dafür ist eben das Wort: L'état c'est moi! die Formel, welche zwar einen Anspruch bedeutet, aber niemals und niemals eine Wirklichkeit.

Jede der vielen Maschinerien zum Herrschen, die sich im Verlauf der Zeiten Staat genannt haben, haben ihre Zeit gehabt — aber man wird künftige Gesellschaftsorganisationen, die sich immer weniger zum Ausbeuten und Herrschen benutzen lassen, wohl auch noch als Staaten bezeichnen dürfen. Wenn ein Rechtsphilosoph gesagt hat: Aufgabe des Staates ist es, sich selbst überflüssig zu machen, so bezieht sich das nur auf den Staat gedacht als Beherrschungs-, edler als Erziehungssapparat.

Dem Worte Ludwig's XIV. antwortete die Revolution von 1789; Sieges antwortete: auch wir sind Staat, wenn er sagte: Der dritte Stand bedeutet (staatsrechtlich und zur Zeit) nichts, aber er kann Alles sein.

Und dem Bürgerthum, das heute, seiner revolutionären Vergangenheit uneingedenk, das Königswort nachspricht: der Staat sind wir! muß millionenfümigen Protest vernehmen: „Ihr seid ein Theil des Staates als Beherrschungs- und Ausbeutungsmaschine; aber es rückt die Stunde näher und näher, wo ein solcher Staatsbegriff keinen Inhalt mehr hat, wo unter zur Selbstbesinnung gelangten Menschen kein Raum mehr ist für solchen Staat, mit dem sich schon lange kein Staat mehr machen läßt!“



Die Hygiene des Mundes.

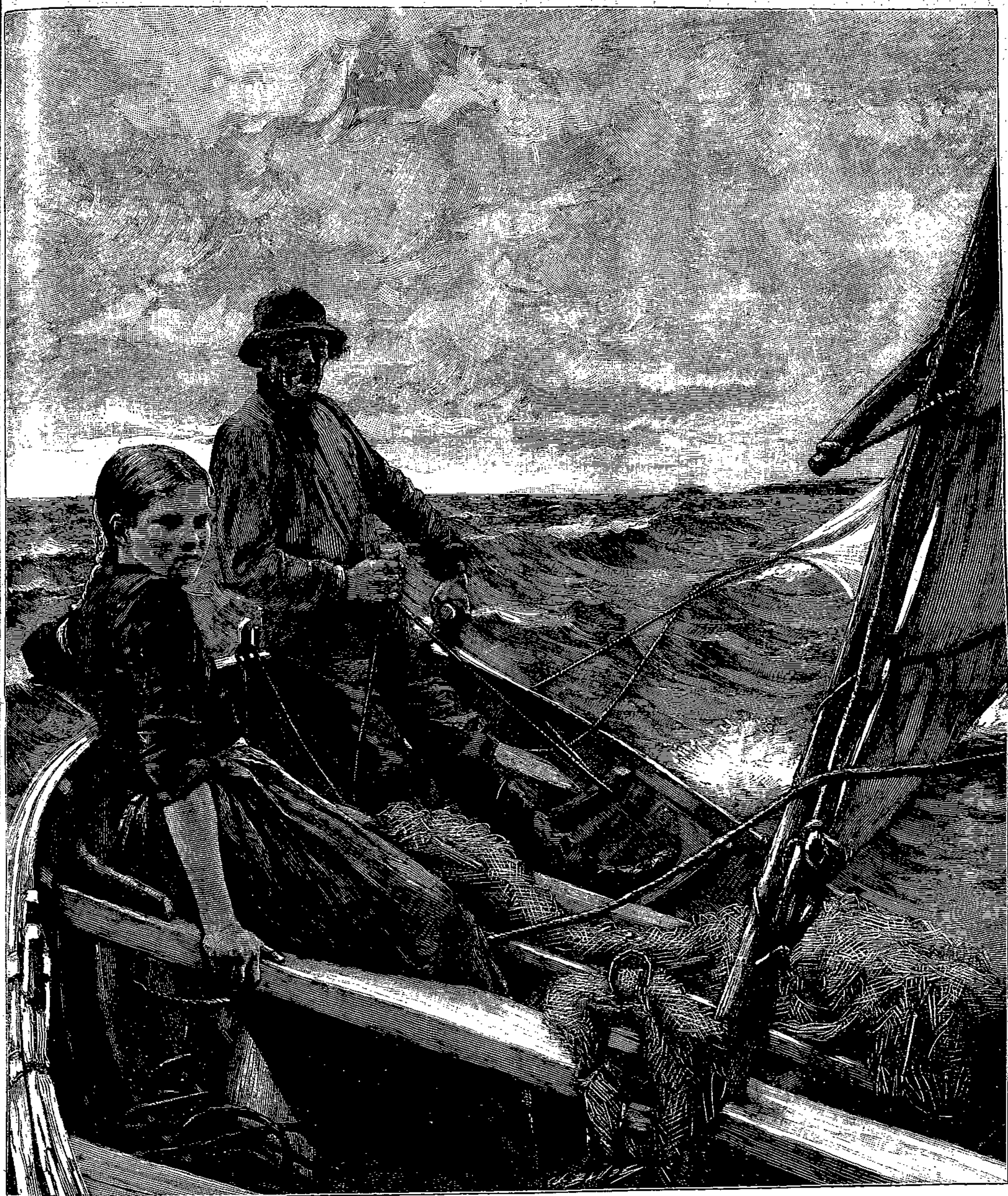
Von Alfred Dallman.

Niemals sind für die Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts die Zeiten, in denen die ganze Pflege der Zähne darin bestand, einen augenscheinlich schmerzenden Zahn ziehen zu lassen.

Man vergaß dabei, daß jeder Zahn ein nothwendiger und erheblicher Theil des Gebisses ist, und daß seine Entfernung die Funktionsfähigkeit des ganzen Gebisses herabsetzte.

Das Ideal aller hygienischen Bestrebungen ist es, die Organe des Körpers zu erhalten — und eine rationelle Mund- und Zahnpflege wird in Bezug auf die Erhaltung der Zähne überraschende Resultate ergeben. Im Grunde ist die Hygiene des Mundes weiter nichts als — Sauberkeit! So wenig man ungesäuerte, noch mit Speiseresten von der letzten Mahlzeit behaftete Essgeräthe benutzt, so wenig darf man auch mit ungesäuerten Zähnen eine Mahlzeit einnehmen. Und so überaus wenig gehört dazu, seine Zähne in sauberem Zustande zu erhalten! Jeden Morgen (am besten natürlich sogar nach jeder Mahlzeit) bürste man sie mit einer weichen Zahnbürste auf allen erreichbaren Flächen, man suche möglichst in alle Zwischenräume zwischen den Zähnen und in alle Spalten zu dringen und hier die Speisereste zu entfernen. Über Bürste und flares Wasser genügt nicht zum Reinigen, wie man ja auch nicht im Stande ist, die Hände allein mit Wasser zu reinigen. Durch die Anwendung eines Zahnpulvers ist man viel eher im Stande, die schädlichen Niederschläge von den Zähnen und dem Zahnschlische zu entfernen. Die Aufforderungen, die zu einem guten Buhmittel gestellt werden müssen, sind folgende: Es muß die Zähne gut reinigen, ohne sie anzutasten oder zu verfärben, es soll Be standtheile haben, die die Säuren im Munde unschädlich machen, das Reinigungsmittel soll möglichst antiseptisch wirken, von angenehmem Geschmack sein und ein erfrischendes Gefühl im Munde zurücklassen. Gänzlich zu verwerfen sind von diesen Standpunkten aus Bimsstein, gestoßene Untersetzhäle, Kohlepulver, Zigarrenasche — kurz, alle jene Pulver, die den Schmelz in kurzer Zeit bleibend weiß machen, sie alle ruiniiren ihn. Nichts weiter als englische Schlemmkreide ist das einfachste, billigste und beste Zahnpulver, für wenige Pfennige ist es zu ersteilen. Die Prozedur geht folgendermaßen vor sich: Man taucht die ungetrocknete Bürste in die Schlemmkreide — so viel davon haften bleibt, genügt zur einmaligen Säuberung. Nachdem man sorgfältig sowohl die Oberflächen als auch die Hinterflächen der Zähne gebürstet hat, spült man die Mundhöhle mit einer physiologischen Kochsalzlösung aus, d. h. mit einem Glase Wasser, dem eine Meisterstücke voll Kochsalz zugesetzt ist. Dieses Mundwasser genügt vollkommen für normale Mundverhältnisse. Nur bei stärkerer Säureproduktion im Munde, wie es namentlich bei manchen Magenkrankungen, bei fiebigerhaften Krankheiten, sowie bei stärkerer Säureaufnahme infolge von Traubenzucker oder vergleichbarer der Fall ist, ist die Benutzung eines stärker wirkenden, vom Zahnarzt zu bestimmenden Mundwassers nothwendig. Die vielen reklamehaft angepriesenen Mundwässer haben im Publikum eine heilloje Verwirrung angerichtet. Ein großer Theil dieser Mittel verspricht direkt Unmögliches, zum Theil auch Umnöthiges. Es ist nämlich ebenso unmöglich, wie praktisch unmöglich, die Mundhöhle mit den Zähnen steril, d. h. keinfrei zu machen und zu erhalten. Die Mittel, die uns hierfür zur Verfügung stehen, müßten in solcher Stärke angewandt werden, daß sowohl die Zähne als auch die Schleinhaut des Mundes dadurch schwer geschädigt würden. Aber abgesehen davon würde der Erfolg auch mir von kurzer Dauer sein, denn mit den nächsten Althenzügen, besonders aber mit jedem Bissen führen wir wieder eine Menge Mikroorganismen in den Mund ein. Es genügt vollkommen, wenn wir durch sorgfältiges Bürsten die gährungsfähigen Speisereste möglichst entfernen und dadurch den Mikroorganismen den günstigsten Nährboden entziehen.

Wir sehen also, daß das Hauptgewicht bei der Pflege der Zähne auf der mechanischen Entfernung der Speisereste liegt, mit Bürste und Schlemmkreide erreichen wir diesen Zweck vollkommen. Der Gebrauch eines jeden antiseptischen Mundwassers ist vollkommen nutzlos, wenn nicht eine gründliche meh-



Albert Edelfelt: Ju's Meer.

mische Reinigung vorangegangen ist. Die ganze Reinigungsprozedur nimmt nur wenige Minuten in Anspruch, die ihrer Wichtigkeit wegen wohl geopfert werden können.

Aber so wenig die strikteste Befolgung aller Gesundheitsregeln den Körper vor einer schleichlichen Erkrankung zu schützen vermag, ebenso wenig ist die Erkrankung der Zähne trotz der peinlichsten Pflege

ausgeschlossen. Der Schlußwinkel sind zu viele im menschlichen Gebiß, als daß sich nicht doch irgendwo einmal ein Krankheitsprozeß abspielen könnte. Sobald ein solcher einmal begonnen hat, schreitet er unaufhaltsam vorwärts, wenn nicht geeignete Gegenmaßregeln ergriffen werden, eine Ausheilung von selbst kommt bei der Zahncaries kaum einmal vor. Die moderne Zahnpflege hat heute den Stand-

punkt erreicht, daß sie der Erkrankung der Zähne in jedem Stadium Einhalt gebieten und das Fortschreiten der Fäulnis verhüten kann. Sie ist durch das Plombiren im Stande, den erkrankten Zahn — mitunter Jahrzehnte lang — seinem Rangeschäfte zu erhalten.

Das Plombiren oder Füllen der Zähne besteht darin, daß die durch die Fäulnis zerstörten Theile

des Zahnes entfernt werden und die so entstandene Lücke mit einem Füllungsmaterial ausgefüllt wird. Je eher sich der Patient dazu entschließt, den erkrankten Zahn in dieser Weise behandeln zu lassen, um so günstiger ist natürlich die Aussicht, daß der Zahn gebrauchsfähig erhalten wird. Je weiter die Zerstörung schon vorgeschritten ist, desto komplizierter gestaltet sich die Behandlung. Der Zahn soll dann in zahnärztliche Behandlung kommen, wenn die Fäulnis dem Auge sichtbar geworden ist, d. h. sobald sich die ersten Anzeichen der Erkrankung bemerkbar machen. In diesem Falle ist das Plombieren eine durchaus und vollkommen schmerzlose Behandlung, die von sicherem Erfolge begleitet ist und den Zahn zweifellos lange Jahre erhält.

Aber der größte Theil der Patienten wartet mit der nothwendigen Behandlung so lange, bis die Fäulnis das Zahnmuttermark oder den Nerv freigelegt hat, d. h. bis Schmerzen aufgetreten sind. Erst unerträgliche Schmerzen, die unmöglich wochenlang den Patienten des Schlafes herantreiben, die ihn unfähig zu jeder Arbeit und zur Nahrungsaufnahme gemacht haben, geben meistens den Anstoß, sich in zahnärztliche Behandlung zu begeben. Die unmöglichsten Nachhalbereien werden, natürlich mit negativem Erfolge, von den Patienten ver sucht, um den Schmerzen Einhalt zu thun, das Einschläfie aber geschieht nicht, nämlich daß der Zahnarzt aufgezögert wird. Man wartet und hofft, daß die Schmerzen von selbst aufhören, man denkt, es wird einmal ein Wunder geschehen, aber das Wunder geschieht nicht, die Schmerzen werden immer unerträglicher. Erst die sachverständige Behandlung ist im Stande, die Schmerzen zu befreien und — was ebenso wichtig ist — die weitere Zerstörung aufzuhalten. In solchen Fällen muß dem Plombieren gewöhnlich das sogenannte "Retinodien" vorausgehen — eine Prozedur, die nach der heutigen üblichen Methode mit keinen nennenswerten Schmerzen verbunden ist. Es soll bei dieser Gelegenheit gleich erwähnt werden, daß das "Retinodien", wie das die Laien gewöhnlich glauben, keine abgeschlossene Behandlung darstellt, es ist nur eine vorbereitende Manipulation, an die sich das Plombieren unbedingt anzuschließen hat. Das Retinodien ohne nachfolgendes Plombieren ist eine Pflicht, die den Schmerz zwar für den Augenblick befreit, aber den Zahn der sicheren Zerstörung preisgibt.

Es ist auch eine irrite Annahme, daß der Zahn nach dem Retinodien keine Schmerzen mehr verspüren könne — wenn die nothwendige Nach-

behandlung, die im Plombieren ihren Abschluß findet, nicht vorgenommen worden ist und zwar mit großer Sorgfalt, dann können sich in dem Zahn und seiner Umgebung wiederum Fäulnis und Gährungsprozesse abspielen, die ganz erhebliche Schmerzen im Gefolge haben.

Leider gibt es noch immer eine Anzahl Fälle, in denen die gewissenhafteste fachmännische Behandlung keine Aussicht auf Erfolg, d. h. auf Erhaltung des Zahnes bietet. In diesen Fällen, die fast immer eine Folge der Nachlässigkeit des Patienten sind, beruht zu spät zahnärztliche Hilfe aufgesucht, in diesen Fällen bleibt nichts übrig als die Extraktion, das Ausziehen des Zahnes. Leider fällt noch heute eine ungeheure Anzahl Zähne der Zunge zum Opfer, die bei wirklich sachgemäßer Behandlung noch Jahre lang ihrer Funktion hätten erhalten werden können. Es hat sich noch immer nicht die Ansichtung Bahn gebrochen, daß ein ausgezogener Zahn einen Verlust darstellt, der unter Umständen recht empfindlich sein kann.

Zweifelsohne aber gibt es Fälle, in denen die Extraktion eine direkte Nothwendigkeit ist. Der Patient sollte sich aber daran gewöhnen, dem Zahnarzt die Entscheidung zu überlassen, da der Laie sich naturgemäß kein zutreffendes Urtheil bilden kann.

Von einem Fachmann ausgeführt ist die Extraktion eine geringfügige Operation, die die entsetzliche Furcht nicht verdient, mit der ihr entgegengesehen wird. Die Zahngangen, die dem Bau der Zähne anatomisch genau angepaßt sind, sind so zweckmäßig gebaut, daß der Schmerz der Extraktion sich auf ein Minimum beschränkt. In früheren Zeiten, als man mit ungeeigneten und mit wahrhaften Marterinstrumenten die Extraktion vornahm, da war die Furcht berechtigt und auch verständlich. Denn damals waren auch Verletzungen der Weichtheile und Kieferbrüche an der Tagesordnung, die heute selten oder nie mehr als Folgen der Extraktion vorkommen.

Man glaubt aber ja nicht, daß man irgend etwas für die Gesundheit des Gebisses gethan hat, wenn man einen augenscheinlich schmerzenden Zahn plombieren oder extrahieren läßt. Ein einziger schlechter Zahn, der im Munde verbleibt, ein einziger faulender Wurzelrest vermag die Fäulnis auf die anderen Zähne zu übertragen und so den Erfolg der Behandlung unmöglich zu machen.

Nur die systematische Instandsetzung des ganzen Gebisses ist von Werth.

Ein überaus wichtiges Kapitel der Hygiene Mundes, dem noch ein paar Zeilen gewidmet mögen, ist die Pflege der Milchzähne. Es ist verhängnisvoller Irrthum, der leider in Kreisen verbreitet ist, daß man die Milchzähne ruhig der Zerstörung überlassen kann, da sie ja bestimmt Zeit doch durch die bleibenden Zähne ersetzt werden. Das ist grundfalsch. Die Pflege des Milchgebisses muß womöglich noch sorgfältiger gehandhabt werden als die der bleibenden Zähne, die Milchzähne müssen so lange erhalten werden bis die bleibenden an ihre Stelle getreten sind. Nachlässigkeit in Bezug auf die Pflege der Milchzähne rächt sich auf zweierlei Weise: Einmal, wenn diese vermöge ihrer geringeren Widerstandsfähigkeit sehr bald zu Grunde, verursachen den kleinen Patienten die unerträglichsten Schmerzen, versekten die Mundhöhle in einen bejammernswerten Zustand, die Nährung, die für das Kind so außerordentlich wichtig ist, geschieht nicht mehr in genügender Weise, die körperliche und geistige Entwicklung des Kindes wird dadurch gehemmt. Zweitens aber findet den faulenden Milchzähnen, den übelriechenden Wurzelresten und den mit Mikroorganismen besetzten Speiseresten eine direkte Übertragung auf durchbrechenden bleibenden Zähne statt. In früheren Zeiten werden auch diese von der Fäulnis ergreift und der Zerstörung entgegengeführt.

Es kann den Eltern nicht dringend genug geraten werden, die Milchzähne ihrer Kinder besonders das Gebiß während des Zahnuchselns zu überwachen und die peinlichste Sauberkeit zu beobachten. Nur sorgfältig gepflegte Milchzähne bieten eine gewisse Gewähr für gesunde bleibende Zähne. Während des Zahnuchselns achtet man auch darauf, daß die im Wege stehenden Milchzähne zur rechten Zeit entfernt werden, damit die durchdrängenden bleibenden Zähne nicht an falscher Stelle durchbrechen. Solche schiefgewachsenen Zähne sind gewöhnlich die Stellung der Fäulnis leicht zugänglich, ziehen die anderen Zähne leicht in Mitbeteiligung.

Gering ist die Mühe, die die Hygiene Mundes beansprucht, der Erfolg wiegt die Mühsal tausendfach auf. Die Gesundheit ist das kostlose Gut, das der Mensch besitzt, wer sie leicht auf's Spiel setzt, wo ihm Alles zur Verfügung steht, sie zu erhalten, der verdient nicht den Namen eines denkenden Menschen. Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist. Und nur gesund ist gesund, in dem alle Organe ohne Unterschied sich in normalem Zustande befinden.

Die Braut.

Erzählung von Stig Stigson.

der Sohn habe sein Gefühl gerecht vertheilt, sie glaubte — „denn sie liebte Sven.“

Seuchte es wohl, Herr; mir klingt es so schön, denn „denn sie liebte Sven.“

Der Tag, an welchem Sven nach Vereinbarung in's Thal hinabsteigen sollte und Erbe und Hochzeit begehen, wurde zu einem Trauertag in Buoni.

Alles Böse hatte Margit vergessen, aber daß es etwas Böses „da unten“ gab, das hatte sie nicht vergessen — und vor diesem Bösen war ihr Angesicht ... Sie selbst konnte hier oben bleiben, bis der Wagen vorgespannt war hinab zum Bräutigam. Die Ausländerin war ja fertig. Sie hielten einander fest bei der Hand, als sei der Händedruck für die Ewigkeit bestimmt, und schwer und langsam fielen Margit's Thränen. Sie nahmen die Nahrung aus ihrem gelben Beutel. Ihnen nach bimmelte das Riech in langen, sorgenvollen Zügen, und die Hände hielt den brüchigen Schweif gesenk zum Zischen, daß sie „begreife“.

Sven meinte noch niemals einen so beschwerlichen Zug gegangen zu sein.

Margit versuchte zuletzt eine Abschiedsweise zu spielen; aber die Seige schluchzte mit, und so fand sie es besser, den Glöckchen zu läutchen, die in ihrem Herzen die Trompeten einsänteten wie ein Fest.

„Du schickst wohl einen Zettel heraus mit Dirne,“ brachte Margit endlich heraus.

„Gewiß!“

„Und bläst das Horn jeden Abend, wenn Sonne schräg über dem Habichtsberg steht?“

„Gewiß, gewiß!“

Mehr Worte fand er nicht — bis es etw^a galt, was in ihm brannte, was lange schon in ihm gebrannt: ein einzig Mal bis zum Morgen blei zu dürfen. „Es sei Zeit genug, beim Morgengrauen hinabzusteigen.“

Die Luft war voll Stille und Abendzauber; sie waren allein; Herr, und sie liebten einander mit der ganzen Stärke ihrer jungen Liebe! Belebt, wenn sie damals ...

Aber aus dem Heim ohne Mutter wollte Margit sich selbst aussiefern mit all' ihrer Ehre!

So küßte sie ihn denn mit der bebenden Lippe der echten Liebe — lockte das Vieh um sie in Sicherheit und sprang zurück auf die Höhe, wo er langsam und widerwillig hinabstieg mit seinen jungen ungefühlten Blut!“

„Glaubst Du an die Hölle, Herr?“

„Ich glaube daran, es ist mittunter ein rechter Balsam, davon zu glauben!“

„Es gibt Menschenfeuer, für die man fe

Bon der Mutter hatte Margit nur das bißchen Liebe erhalten, das Vater nicht mochte, vom Vater so gut wie gar nichts.

Aber Sven's vernachlässiges „Ranat“ war doch, daß er nicht unterhalten, sondern nur gefiebert sein wollte. — Lieben war so leicht!

Seiden Abend stand sie auf dem schrägen abfallenden Felde und wartete.

Er kam oft — und wenn er nicht kam, so lärmte er telegraphirt, er, denn nach Buoni haben ihre Post und ihren Telegraph, Herr ... das Herr!“

Es ist schön, solche Liebesbeziehungen durch diebare Luft fliegen zu hören.

Dann läßt er sie eines Tages im todten Wässerzell, und dann haben sie gleich an, von Freyheit zu reden. Er hätte ja eben erst einen Hof gekauft; und Margit sollte ihr Anteil bald erhalten: ja hatten sie auf nichts zu warten.

Margit hatte sie mit Sven nun „der da unten“ geschieden, und als es nun geklappt, war's im Licht des Herzenglanzes.

Die Farbe war die, daß sie hier oben in Einigkeit und Glück alles ausgemacht hatte. Sie bewunderte die Bergwelt ihrer eigenen Augen, sie glaubte Meja gut und reiz, glaubte, daß sie selbst es gewesen, die falsch gelesen und gedacht, sie glaubte,

andere Strafe abwagen kann als das ewige Feuer der Hölle.

Das Dirulein, das um Probiant heimgegangen war, brachte richtig einen Briefzettel mit.

„Die Stiefmutter sei so freundlich; habe Erbunterschreit und Hochzeit versprochen, viertägige Hochzeit sogar, und auf ihre Kosten. Sie sende schöne Grüße und freue sich so sehr.“

An jenem Abend ging es festlich zu im Buom — es gab Kaffee und frische Schnecken und extra Nachtsupper für die Kühe. Wolle bekam sogar einen Kranz um die Hörner.

Lache Du, wenn Du willst. Mir steht das Weinen näher.

Die Sonntagswerktag veränderten sich nun zu richtige Werktag, so lang und schwer wurde die Zeit.

Aber Empfindsamen sind nicht unserer Mädchen Sache, und so arbeitete und sang Margit an den Vormittagen um das Doppelte und stand jeden Abend am Sprungfelsen, um von da aus den Gang der Sonne über dem Habichtsberge aus zu beobachten.

Sven war ein fermer Bläser, aber Margit war in dieser Kunst ohne Gleichen.

Noch spricht man davon, wie es in jenem Jahre von den Buom klang und jubelte.

Da eines Tages erscholl der Liebeslaut vom Thale herauf nicht länger.

Erst am fünften Tage — eben als Margit beschlossen, zur Linderung ihrer Angst hinabzusteigen — erklang er wieder.

Da aber kam eine neue Angst über Margit. Sie verstand nicht, was das Horn sagte; ihr Herz nahm die prächtigen Töne nicht in sich auf, sie fühlten wie zerschmetterte Scherben um sie herunter. Zu zitternder Verzweiflung blies sie um Frage um Frage und erhielt immer unverständlichere Antwort.

Endlich konnte Margit die Unruhe nicht mehr bezähmen: sie mußte hinab.

Sven war gewiß krank, vielleicht von Pären getroffen oder bei den Hauen beschädigt — und ließ, um sie nicht zu erschrecken, einen Außenan das Horn blasen. Nahe war sie diesmal der Wahrheit, doch nicht nahe genug.

Nun flog die Arbeit nicht nur aus Margit's Händen, nein, sie wirbelte nur so! Denn was sie übernommen, in ungeordnetem Wust hinter sich zu lassen, das galt ihr garnicht als Möglichkeit; möchte das Herz wehe thun, soviel es wollte.

Es war gute Ordnung in dem Zuge, als er sich zuletzt mit Margit und Bolla an der Spitze in Bewegung setzte.

Durch ihre Gewalt über das Vieh konnte sie sich ohne Männerbeistand behelfen. Klein-Stina war aber auch so hochmütig darob, groß sein zu dürfen, daß sie fast groß wurde an Kräften.

Erst als Margit halben Wegs unten war, fiel ihr ein, daß es Sonntag sei. Der Schellenklang der Kühe riß und schüttelte den Sabbathstrieden in Stücke. Rasch stopste sie Gras in die Schellen, riß es aber ebenso rasch wieder heraus. Das war ja, als zögten sie einem Hufe zu, wo eine Leiche lag.

Nein, Klang und Freunde mußte sie hinter sich hören. Spielen mußte sie auch, um die Angst in sich nicht zu vernehmen.

So zogen sie unter Schellenklingel und Spielstock der Heimath zu.

Sie war da, als sie kam; wir waren Alle da, Herr! Es gab ja ein Fest, ein großes Fest. Wie sie ungesehen in's Haus kam, weiß ich nicht. Als sie alle die Kutschchen auf dem Hofe sah, hat sie wohl das Vieh in eine Hürde geführt und sich selbst durch die Hinterthür auf den Dachboden geschlichen, wo die Kleiderkästen standen; denn sich vor der Stiefmutter Gäste als Quadrirne zu zeigen, kam ihr nicht einmal in den Sinn.

Ich sah sie zuerst, als sie die Bodentreppe herabkam. Sie trug ein blaues Kleid — ich weiß es noch so gut — von einem Stoff, den sie hier Paraffina nennen! Es war, als sente sich ein Stück blaue Luft mit jedem Schritte, den sie that.

Das Zimmer war vollgepackt mit Leuten — die Thür zur Vorhalle stand offen; in dieser blieb Margit stehen, geblendet von der Abendsonne, die just durch's Fenster fiel. Am Halsketten trug sie ein kleines Goldherz — wohl Sven's Brautgabe.

Ich meinte, sie nie holdseliger gesehen zu haben. Sehen konnte sie nicht, nur hören.

Der Pfarrer schloß eben eine Stede an die Neuverlobten: die Witwe Maja Bjälman und Sven, den „Neuankömmling aus Myrlissa“. Alle drängten sich vor, um die Gläser klingen zu lassen — Alle außer dem blauen regungslosen Mädchen in der Thür, die die Sonne mir weißer statt röther zu machen schien.

Ein Blitz schlug aus Maja's Auge, als sie Margit's ausichtig wurde. — Ich glaube, in diesem Augenblick war der Tisch in ihr vollkommen glücklich. Aber nie war ihre Miene sauber, ihre Stimme weicher gewesen als nun, da sie vortrat und sagte:

„Nein, seid doch, Margit — wie gut sich das trifft! Wir meinten eben, wie schwer es sei, Dir Botschaft zu schicken. Du kennst Sven ja, glaube ich?“

Margit's Augenfransen lagen wie Todesschatten auf ihrer Wange, dann aber hob sie sie und sah Sven an, sah ihn an, daß seine Seele zusammenbroch wie vor Urtheil und Tod. Darauf nahm sie ein Glas, stieß es an das Maja's und sagte fest: „Glück zu dem!“

Dann stieß sie ihr Glas an das Sven's und sagte ebenso fest: „Glück zu dem!“

In dieser Stunde wurde sie genordet, mitten vor unseren Augen!

Still war es im Raum, so daß man die Athemzüge hörte. Man hatte von Sven's Besuch in dem Buom gernahkt, und Alle wollten nun sehen, wie Margit sich benahm.

Fünf Minuten später stampfte der Spielmam zur Polka auf, und die Erste, die hinaufstieg, war Margit. Es war doch wohl nur Klatsch, dies ganze Gerede von dem Buom.

Abends lag es wie ein herabgefallenes Stück blauen Himmels auf dem Dachboden über den hastig herabgerissenen Bualleidern! Margit schielte, als sei sie selbst es — die Bu-Margit, die hier in einem Haufen lag, beschmutzt und zerstampft.

Hätte sie in diesem Augenblick Thränen gefunden... Aber sie fand nur vier zu Tode stechende Distelworte: „ihnen nichts davon zeigen; ihnen nichts davon zeigen!“

Diese Worte diesem Herzen! Mußte daraus nicht Wehe und Unheil werden?

Ja, es ist eine Geschichte, die blutet, Herr! Vielleicht willst Du nicht mehr hören? Du willst es doch? Nun, vieler Worte braucht es nicht.

Bou jeder Stunde an konnte Niemand mehr sich über zu färgliche Anstreitung an Margit's Freundenbank beschlagen.

Sie hatte ihr Lachen nunterer über den Hof geklungen, nie war ihre Bereitwilligkeit „zu ziehen“ größer gewesen.

Das ganze Haus wirbelte vor Eile — die Hochzeit sollte nämlich in allernächster Zeit stattfinden — und bei Allem, Allem war Margit dabei! Ja, zuletzt erbot sie sich sogar, „Brautjungfer“ zu sein, wiewohl dies gegen Sitte und Brauch war — so sehr ängstlich war sie, nicht genug zu thun. — — — Blühendrot war sie an Farbe, und ihre Augen glänzten wie Sterne vor dem Falle.

Was das bedeutete, daran dachte Keiner, und der daran dachte...!

Sie selbst dachte wohl am mindesten. Sie hatte ja nur einen Gedanken. Mitunter meinte sie, auf schwankem Seil über eine siedende Finsterniß zu laufen. Dann aber klammerte sie sich an die Distelworte, huk sie in die Hochzeitstorte, nähte sie in das Brautkleid! . . .

Jung, unerfahren, erhielt, war der Junge nicht schwer zu umgarnen gewesen, aber ihn festzuhalten ging schwerer. Um sicher zu binden, hatte Maja es nicht so genau mit dem Bande genommen, und mit der Abföhlung kam die Neine.

Es war ja Margit, die er liebte — Margit allein.

So wurde Margit's schwängendes Seil über der Finsterniß ein Seil mit glühenden heißen Nägeln.

Sven schnitt ihr jeden Weg ab, den sie ging, um sie zu sprechen, um zu bitten und zu betteln. Wollte sie nur ein einzige Wort sagen, so machte er Schluß mit Maja.

Aber Margit sagte dies Wort niemals. Sie stand vor ihm mit niedergeschlagenen Augen, festgeschlossenem Mund und hartverschloßenen Händen. Nie gelang es ihm, sie zu rede und Erklärungen zu treiben.

Denn das Einzige, von dem sie wußte, daß sie es nicht wollte, war: Antwort!... Dies einzige wollte sie nicht. Dieser Sven, der wiederum schwanken wollte, war nicht ihr Sven, nicht der Sven von der Buom! Er war nur ein „Nedender“. Und dennoch thaten die Worte, die er sprach, ihr so weh, wie Hiebe in offene Wunden. Er hieb ja in ihre Liebe! — Aber nur „ihnen nichts davon zeigen — ihnen nichts davon zeigen!“

In den Nächten ging sie ruhelos, ging, ging, ging! Ich hörte sie viele Male.

Auch Maja lebte trotz ihres Siegergefühls in einer beständigen Unruhe.

Sie glaubte nicht daran, daß Margit sich ganz einfach Sven nehmen lassen würde; sie verstand ja nichts von solcher Denkungsart. Und so spionierte und wachte sie ohne Rast und Ruh.

Eines Nachts — es ging schon gegen Morgen — sah sie Margit in den Viehstall schlüpfen.

Es galt wohl eine Zusammenkunft!

Vorsichtig, um sie nicht zu ertappen, — denn sie wollte sie ja nicht ertappen — schlich sie sich nach.

Was glaubst Du, erblickte sie da?

Margit, den Arm um Bolla's Hals geschlungen, schließt, so todten schwer wie nur ein Wanderer schlafen kann, der Tag um Tag in einem Walde irregegangen und bis in's Lebensmark ermattet ist.

Jetzt während des Schlafes sah man am besten, wie mager und ausgebrannt das Kind geworden.

Endlich fühlte Maja's Nachefühl sich gesättigt. Der Masken, der sich über sie zu erheben gewagt, war so tief gebogen, daß er an dem Halse eines armen Thieres für einige Augenblicke Ruh' und Frieden suchte. Sie war befriedigt.

Heimlicher Haß so gut wie heimliche Liebe lagen in dieser erbärmlich feigen Natur.

Ja, glaubte mir, ihr großer Gross auf Margit hatte sie beinahe beschwert. Sie war schier froh, ihn nun zusammenzufüllen zu können.

Bou jenem Tage an versuchte Maja um ihrer selbst willen, Margit zu schonen, versuchte es in behutsamer Art — aber Margit ließ sich nicht beschützen. Man lud sie auch ein, für einige Zeit zu verreisen, aber da lachte sie nur trozig und fragte, ob die Leute denn vergessen hätten, daß nun Freunde im Hanse herrschen sollte.

Ich blieb in der Nähe des Hoses, es konnte ja sein, daß —

Maja war gesicht in der Kunst, Männer zu umstricken: Die Unverderbtheit des Jungen half ihr dabei. Nur konnte er sich nicht mehr losreißen: der Hochzeitstag war da!

Maja war strahlend anzusehen, und desgleichen Margit, die daran festgehalten, Brautjungfer zu sein und nun im Begriffe war, die Brant in der großen Kammer anzukleiden. Sie steckte Nadeln, Schnur und Bänder so vorsichtig in Maja's Haar, als schmückte sie ihre liebste Freundin. Und vielleicht war Maja ihre liebste Freundin; sie wußte selbst nichts mehr! — Die Distelworte selbst schwangen wie glühende Nüder in ihrem Kopfe. Alles wankte!

Eben als der Schleier befestigt war, kam die Meldung, Sven wolle mit Margit reden.

„Geh' mir,“ sagte Maja freundlich — sie hatte es ja nun, um freundlich zu sein. — „Es ist wohl wegen der Geschenke, denke ich. Die Brautjungfer wird ja immer beschönigt.“

Margit sah sie müde an. Dann füllte sie ihre Hände mit Federn und Band und ging leise hinaus zu Sven.

Sven, in vollem Bräutigamsaufzug, war weiß

bis in die Lippen, und seine Stimme klang gepreßt, als er flüsterte:

"Nur ein Wort, Margit — ein einziges — und ich sage vor dem Pfarrer nein!"

Margit fuhr mit der Hand über die Stirn.

"Warum sprichst Du so hart?" fragte sie fragend.

Dann lehrte sie zur Braut zurück, ebenso leise wie sie gekommen.

Die Kirche war mit Leib geschmückt. Die Nachbarn, ebenso willig, an Freude wie an Trauer teilzunehmen, ordneten sich eifrig zum Hochzeitszug.

Nach dem Brautpaare, über welches die Kanzelherren den Trahimmel hielten, kam der Sitz gemäß die Brautjungfer, allein, in schwarzem Kleide, lichtblauer Schärpe, Handschuhen und einem großen Strauß von Maßliebchen in der Hand.

Sie ging mit niedergegeschlagenen Augen, fuhr mitunter mit der Hand über die Stirn und legte die Hände so vorsichtig voreinander, als gelte es, einem schwanken Hunde zu folgen.

Der Weg schlängelte sich durch einen vergilbten Birkenhain und über ein gelbes Roggenfeld, dessen Stoppeln der Frost schwarz bespritzt hatte. Die Luft war schwer: nur über das Kirchendach fiel ein Sonnenstrahl. Die Alten sagten, dieser Strahl bedeute Glück!

Ich wollte, ich könnte über das, was nun kommt, dahin fahren, so leicht, wie wenn der Frost athmet —

Beim Altar wartete schon der Pfarrer; unter Orgelspiel schied die Hochzeitspaar sich in zwei Hälften, bis das Brautpaar allein beim Altarrund stand. Margit war unbeweglich mitten in dem großen Gange stehen geblieben, im Sonnenstrahle,

der eben hier durch das Fenster siederte. Wir Alle sahen nun, wie todtenblau sie war. Der Pfarrer hustete mahnend, allein sie rührte sich nicht. Erst bei der Frage: "Willst Du, Sven, diese Maja zu Deiner Ehefrau haben?" — sah sie auf und lächelte schwach. Dann glitt sie sachte zum Altar vor und stellte sich an Sven's freie Seite.

"Macht es schnell!" flüsterte Maja, grauweiß ins Gesicht. "Sie will uns nur danken!"

Der Pfarrer, der Margit's Starrsinnigkeit von des Vaters Tode her in guter Erinnerung halte, wiederholte die Traufrage, wiewohl etwas in dem weißen Mädchenantlitz vor ihm war, was . . .

Sven versuchte zu antworten, aber seine Zunge war ohne Kraft: er konnte nicht.

Wie unbewußt nahm er Margit's Hand in die seine, und nun sprach Margit mit einer Stimme, die Niemand wiedererkannte, so weich war sie, so mild und doch so tot.

"Warum antwortest Du dem Pfarrer nicht, Sven? Du weißt sie doch, die Trauworte! Denkt Du nicht daran, wie oft wir sie in den Baum lassen? Ich — Sven — nehme — Dich — Margit — zu meiner — Ehefrau! . . . Oh, weißt Du's noch?"

Das starre, liebelächelnde Angesicht wandte sich langsam ihm zu. Da stieß Sven die Kirchentüren auf, schlug die Hände vor's Gesicht und flüchtete durch den gelben Birkenhain.

Behutsam, als gelte es, einen schönen Tempel vor dem Einsturz zu schützen, schloß der Pfarrer das Handbuch. Keiner wagte, sie zu berühren — als der Sonnenstrahl.

Niedrig und lächelnd ging sie wieder den Gang zurück.

Dann erscholl ein Lachen!

Bitte zu Gott, Herr, daß Du niemals

Lachen von Eurem hört, den Du sieh hast . . .

Nach drei Wochen heftigen Kampfes komödialige Begräbnisfeier der Seele, und mit ihrem des Körpers Gesundheit zurück.

Ich habe oft gegrüßelt, ob sie größere Widerstandskraft gegenüber dem großen Kummer gehabt, wenn sie sich nicht an den kleinen Aufforderungen ausgezehrt hätte . . .

Es ist schwer, Herr, beständig mehr zu tun als man vermögt . . .

"Margit" ist längst vergessen; sie ist die "Braut" geworden, die Sage und Poesie unserer Gegend. Es ist nichts so Geringes, die Sage und Poesie einer Gegend zu werden. Viele von uns werden zu nichts.

Sieh sie nun an, Herr. Sieh, wie klar und Profil sich gegen das schwarze Kopftuch zeichnet, sieh, wie langfristig die Augen sind, und höre, wie sie singt: "Im Walde wohnt der Feind, im Walde wohnt die Sonne, im Walde wohnt Du!"

Zu Tode gebrochen mußte sie werden, nun gleich zu sein, denn nun ist sie glücklich, Herzogin Margit . . .

Sie trauert nicht mehr, sie freut sich nur und lebt, liebt Alles!

Sven ist weit fortgereist. Ich denke seiner stets als eines Verbannten, der durch das Gelbe flüchtet, armer Junge, armer Junge!

Maja mußte nothgedrungen den Ort verlassen. Das Gras wuchs zu dicht auf dem Wege zu ihrem Hof.

Feuilleton.

Frag nicht . . .*

**Frag nicht,
mach's fertig
und es ist gut!
fragst du,
weiss Jeder was einzurwenden,
der im Ernst und der im Spass,
du aber stehst mit verdrossenen Händen,
zweifelnd, missgestimmt und lass . . .
und beginnst zu ändern . . .
aber die erste
Freude ist weg
und ihr heiliger Mutb . . .**

**Frag nicht,
mach's fertig
und es ist gut! —**

Caesar Flaischlen.

In's Meer. Wer auf der Helgoländer Düne oder am Dnieperuade bedeut, mag die sechzigtausend Seefahrer betrachten, die in früher Stunde mit ihren Booten nach in die See hinaufzuhören, um mit reichem Fang dann zur Küste hinzuzuschaffen. Giebt doch nicht allein die Geschwindigkeit des Fischers mit dem weiten unbegrenzten Meer, sondern auch das End-Befüllungsbedürfnis, um dem er sich genügen läßt, den Binnenländer überzeugt, in jüngster Zeit jedoch das behauptende Glück herauszufinden, daß dem Fischauer der Großstadt unvergleichbar ist.

In der russischen Wirtschaft nehmen sich die Binnhäfen bedeutend anders aus, und das hat auch wider Wider begründet. Nicht allein dem Mann steht man an, daß des Schiffs Noth an ihm gesetzt hat, und das Antlitz des jungen Menschen steht mir ja dennoch jenen Zug der Größe auf, der das jüngste Material unerschöpflich, gegebenenfalls wählt.

So bald der Fischer jetzt je zu kämpfen, um der Spannungslösung die unerlässliche Richtung zu befreien, und wohlmerken kann die Gewissheit, die ihn bei seinem Berufe bestimmt zu Thiel zu treiben, ja die Sicherheit, dass heute noch die neuen Güter in Gefangenschaft sind.

* Sieh: "Das der Zeit und Kinderjahren des Lebens". Gezeichnete Zeichnungen, Sätze und Zeigetafeln. 1886. 1886. 1886. Zum Caesar Flaischlen. Berlin. 2. Auflage & Co.

Im Frankreich ist der Fischer von der Salzsteuer befreit, in Schweden und Norwegen wird zur Unterstützung seines Berufes ein bestimmter Theil der Brantweinsteuer verbraucht, in Dänemark besteht ebenfalls eine Reihe Berganfertigungen. Bekannt ist auch, daß neuerdings der Fischtransport auf der Bahn sowohl in Deutschland als in anderen Ländern vielfach erleichtert ist, eine Maßnahme, die allerdings wesentlich der von Aktiengesellschaften betriebenen Hochseefischerei zu Gute kommt.

Ein Beruf wie der des Seefischers fördert naturgemäß auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Seit Alters her bestehen namentlich in nordischen Ländern Genossenschaften, welche zum Theil ebenfalls mit staatlicher und kommunaler Unterstützung die Zustandshaltung der Fahrzeuge und Gerätschaften sowie die Unterstützung bei Unglücksfällen übernehmen.

So ist der Kampf mit Wind und Wogen zwar wenig geeignet, ein süßes, beschauliches Glück zu schaffen, wohl aber erzieht er mit harter Hand die Menschen zum Selbstbewußtsein und zum Solidaritätsbewußtsein. — r.

Die Tundra. Hoch im Norden jenseits der Waldsgrenze zieht sich eine landschaftlich einheitliche Zone rings um die Erde. Man nennt sie die Tundra. Allein diese Zone bietet doch keineswegs ein einheitliches Naturbild, auch sie enthält Landschaftsbildungen der verschiedensten Art. Bei Weitem vorherrschend ist allerdings eine Formation, die man Tundra im engeren, im naturnahenstaatlichen Sinne nennt. Das Reisen dieser Landschaftsbildung hat M. Ristli jüngst in der "Tierjahrschrift der nat. Ges." in Zürich Kurzüagen gefügt. Doch vor einigen Jahrzehnten glaubte man, daß die Pflanzenvielfalt dieser hochnordischen Landschaften besonders Merkmale der Anpassung an die Kälte aufweise. Allein das ist nicht der Fall. Das Protoplasma dieser nordischen Pflanzen widersteht der Kälte, und das ist ein genugender, wenn auch darüber nicht wahrnehmbarer Schutz gegen Kälte. Dagegen sind die Pflanzen der Tundra wie bei den übrigen nordischen Landschaftsbildungen — gleich den Gewächsen der Steppen — darauf eingerichtet, die Wasserverdunstung möglichst zu vermindern. In der Tundra ist nämlich der Boden auch im Sommer gesättigt, mit wenigen Zentimetern der Oberfläche sind sie frei von Frost. In diesem kalten Boden ist die Tätigkeit der Wurzeln sehr beschränkt, sie können nur wenig Wasser aufnehmen. Der starke Wind der Tundra und der lange Sonnenstand des Nordens wirken sehr anstrengend. Dagegen sind nun die Pflanzen der Tundra hauptsächlich geschützt durch

lederharte Blätter, niedrigen, am Boden angedrückten Büchs und dergleichen. Die Tundra ist keineswegs eine ebene Landschaft, sondern horngewölbend ein niedriges Hügelland. In Sibirien reiht sich oft Hügel über Hügel, deren Rücken bis zu 100 Meter über Thalmulde liegen. Die Bodenzusammensetzung sehr verschiedenartig, er ist sowohl sandig wie lehmig vom schmelzenden Schneewasser durchfeuchtet oder trocken. In der Tundra steht kein Baum und kein Strauch, alle Pflanzen besitzen einen zwerghaften Büchs, sie schmiegen sich teppichartig dem Boden. Aber sie bedecken diesen keineswegs gänzlich, sondern bilden einzelne Polster, zwischen denen die nackte Erde hervortritt. Die herrschenden Pflanzen sind kleine Moose und Flechten. Die Blütenpflanzen sind der Minderzahl, und sie sind hauptsächlich durch unscheinbare Seggen und Wollgräser vertreten. Neben sie gibt es freilich auch ausdauernde Kräuter, welche zur Blüthenzeit sogar eine gewisse Farbe prächtig in das Einerlei der Tundra bringen. Es ist ein sehr charakteristisches Merkmal der Tundra, daß auf weite Strecken hin einzelne Pflanzenarten dominieren und dadurch die Einheitlichkeit und Dürftigkeit der Landschaft um ein Bedeutendes erhöht wird. Dann kann man z. B. eine Flechten-Tundra oder eine Moorboden-Tundra unterscheiden und nach der Art des Moors oder der Flechte wieder besondere Gebiete, z. B. Reinthierflechtegebiet, abgrenzen. Man sieht aber, daß die Tundra selbst noch recht auffällig hervortrete. Raritäten in ihrer Vegetation zeigen. Neben der Tundraformation sind nun im Tundragebiete noch andere Landschaftsbildungen, wie z. B. in geringerer Ausdehnung vorhanden. Da steht Zwerggräser- und kreischende Weiden, kleine Riedodden und andere Zwerggräser aus der Familie der Haidefrucht- und Heidelbeergewächse vorherrschend. Dann Moore, Wiesen und Matten. Es gibt auch einiges Kulturland, in dem die Pflanzen anziehen, die sich an die Fäser des Menschen heften. Ihm hauptsächlich in jenen hochnordischen Gebieten fast garnicht, Fischerei, Jagd und Rentierzucht sind dort die Beschäftigungen des Menschen. Es selbst das Dasein einer sehr geringen Menschenzahl genügt, um hier und da der Landschaft den Menschenwirken Einwirkung aufzudrücken. — cz.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.